Königl. Bibliothek Berlin

Morgen-Ausgabe

„Berliner Tageblatt" und „Handels-Zeitung" erscheint wochentäglich zweimal, Sonntags einmal. Gratis-Beiblätter: Jeden Montag „Zeitgeist", jeden Mittwoch „Technische Rundschau", jeden Donnerstag u Sonntag illustr. Chronik „Der Welt-Spiegel", jeden Freitag das illustr. Witzblatt „ULK", jeden Sonnabend „Haus Hof Garten"; täglich „Zentralmarkt für den Grundstücks-, Hypotheken- u. Geldverkehr". Man abonniert bei allen Postanstalten des Deutschen Reiches, Oesterreich-Ungarns, der Schweiz, Italiens, Belgiens, Luxemburgs, der Niederlande, Dänemarks, Schwedens, Norwegens, Rußlands u. der Donaustaaten; für alle übrigen Staaten ist der Bezug nur per Kreuzband durch die Exped. d. Bl. möglich. Bezugspreis: Durch die Post viertelj. 6 M. exkl. Zustellungsgebühr, Ausland exkl. Postaufschlag; für Groß-Berlin monatl. 2.10 M., viertelj. 6.30 M. frei ins Haus. Direkt unter Kreuzband monatl.: fürs Ausland 8 M., fürs Inland 5.20 M. In Berlin abonniert man bei der Hauptexped. SW 19, Jerusalemer Str. 46/49, Fernspr. Amt Zentrum, Nr. 10131-10148, sowie den nebenstehend aufgeführten Filialen.
Chefredakteur: Theodor Wolff in Berlin.

Insertionspreis: d. Zeile 90 Pf. („General-Anzeiger" und „Wohnungs-Anzeiger" 50 Pf.) Inseraten- und Abonnements-Annahme in Groß-Berlin: Hauptexpedition SW 19, Jerusalemer Straße 46/49 und deren Filialen: Leipziger Str. 103, Potsdamer Str. 33, Königstr. 56/57; Rosenthaler Str. 48; Prinzenstraße 41; Rathenower Str. 8; Schiffbauerdamm 4; Gr. Frankfurter Str. 31; Frankfurter Allee 61/62; Blücherstr. 69; Wiener Str. 1/6; Prenzlauer Allee 54; Schulzendorfer Str. 27; Badstr. 55; Charlottenburg, Tauentzienstr. 2, Kantstr. 34, Scharrenstr. 39, Friedenau-Steglitz, Rheinstr. 33; Groß-Lichterfelde-West, Carlstr. 1/2; Halensee-Grunewald, Henriettenpl.; Lichtenberg, Frankfurter Chaussee 130; Neukölln, Berliner Str. 41; Pankow, Bornholmer Str. 1; Schöneberg, Hauptstr. 23/24, Martin-Luther-Str. 9; Tegel, Berliner Str. 90; Tempelhof, Berliner Str. 104a; Weißensee, Berliner Allee 28; Wilmersdorf, Uhlandstr. 98/99; in der Provinz: Brandenburg a. H., Steinstr. 1; Frankfurt a. O. Regierungsstr. 5; Potsdam, Brandenburger Str. 23; Spandau, Breite Str. 47.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung

Nr. 387.
41. Jahrgang

Donnerstag
1. August 1912

Der Adel von heute.

Wenn man auch einzelnen Sätzen in den nachstehenden Ausführungen nicht zustimmen wird, so enthält der Artikel unserer Ansicht nach doch sehr viel Beachtenswertes. Der Verfasser erörtert das Problem mit dem deutlich erkennbaren Wunsche, gerecht nach allen Seiten hin zu sein, und wer nicht die Persönlichkeiten, sondern nur ihre politischen und sozialen Tendenzen bekämpft, stimmt einer so abwägenden Urteilsmethode gern bei.

Die Redaktion
des „Berliner Tageblatts."

Die Stellung des deutschen Adels in der Gegenwart ist außerordentlich schwierig geworden. Daß er sich in gesellschaftlicher Hinsicht heute noch entschiedener, sogar nicht unbeträchtlicher Vorteile erfreut, daß er im Heere, in der Diplomatie, in der Verwaltung bedeutende, zwar nicht kodifizierte, aber darum nicht weniger gewisse und wirksame Privilegien genießt: das kann weder von ihm selbst, noch von seinen Gegnern bestritten werden. Diesen Vorzügen seiner Stellung sind indessen gerade in der neueren Zeit so erhebliche Nachteile gegenübergetreten, und seine Existenzbedingungen haben sich, alles in allem genommen, in so ungünstigem Sinne verändert, daß ihm von mehr als einer Seite, vielleicht nicht völlig mit Unrecht, die Prognose seines baldigen Unterganges gestellt wird. Es dürfte nicht ohne Interesse sein, die hier gegeneinander wirkenden Kräfte zu untersuchen und die künftige Entwickelung ihren Grundzügen nach im voraus zu bestimmen. Man wird mir, hoffe ich, nicht entgegenhalten, daß ich pro domo spräche. Denn natürlich tue ich das, und es würde mir weder ehren- noch geschmackvoll erscheinen, hier ohne jedes subjektive Interesse die Frage rein akademisch zu erörtern. Gerade wer die Erhaltung des Adels — sowohl um seiner selbst willen, wie auch zur Stärkung und Belebung des nationalen Gesamtorganismus — für dringend wünschenswert hält, wird verhältnismäßig am ersten in der Lage sein, die Gründe für den nicht zu leugnenden und nicht zu beschönigenden Niedergang des Adels sowie die Möglichkeiten der Gesundung dieses Standes aufzuzeigen, dessen Verdienste um die innere und äußere Entwickelung unseres Vaterlandes von keiner Seite völlig verkannt werden können. Es ist immer die Not, die den Menschen zur Erkenntnis treibt, und die intelligenten Kreise des heutigen deutschen Adels werden sich gewiß nicht der Empfindung verschließen, daß ihre Position aufs äußerste bedroht ist und daß das, was vielleicht noch zu retten ist, nicht anders gerettet werden kann als durch äußerste Anspannung aller Willenskräfte.

Es ist dem deutschen Adel niemals vergönnt gewesen, im Leben der Nation eine führende Rolle zu spielen, etwa in dem Sinne, wie das der französische Adel bis zur Revolution und der englische bis in die Gegenwart hinein getan hat. Der Einfluß des französischen Adels dürfte im heutigen Frankreich gleich Null sein, aber auch der des englischen Adels scheint nach den politischen Ereignissen der letzten Jahre stark abzunehmen, und die Gründe dafür, daß die bisher dem Adel durchaus freundlich gesinnte englische Nation so entschieden gegen diesen zu frondieren beginnt, liegen, wenigstens teilweise, zweifellos darin, daß die englische Aristokratie sich nicht mehr mit dem alten Eifer politischen und sozialen Aufgaben widmet, sondern mit einem gehaltlosen Dandytum, mit kindischem Sportsunfug und ungesundem Luxus ihre Tage ausfüllt. Auf die tieferen Gründe dieser Erscheinung einzugehen, liegt außerhalb unseres Themas: sie ist gleichwohl ganz unbestritten und wird von allen Einsichtigen seit geraumer Zeit offen anerkannt.

Vorwürfe dieser Art wird man dem deutschen Adel nicht machen können. Schon seine wirtschaftliche Lage ist mit der des englischen nicht zu vergleichen, und die Versuchung einer übermäßig luxuriösen Lebensführung fällt bei ihm zumeist ohne weiteres fort. Die Zahl der reichen adligen Grundbesitzer ist kaum so groß, wie man vielfach annimmt, und jedenfalls ist sie verschwindend gering im Vergleich zu der Masse der weder mit immobilem noch mit mobilem Besitz gesegneten Adligen, die als Offiziere und Beamte vielfach ein Leben von wahrhaft spartanischer Anspruchslosigkeit und Bedürfnislosigkeit führen. Wenn es im Wesen des Adels Züge gibt, die diesem viel und oft nicht ganz mit Unrecht geschmähten Stande die Sympathien auch der durch Geburt und Erziehung aufs schärfste von ihm getrennten Kreise eintragen können, so sind es diese: die schlichte Aufopferungsfähigkeit in einem äußerlich durchaus nicht gerade ertragreichen und lohnenden Berufe, der vornehme Idealismus, der seine Pflicht tut und keinen Lohn begehrt, die eiserne Selbstzucht, die Not und Mangel mit lächelnder Miene erträgt, der heroische Sinn, der keinen anderen Maßstab des Handelns kennt als das reine unverrückbare Recht. Man mag gegen den Adel im allgemeinen und gegen den adligen Offizier im besonderen manches auf dem Herzen haben: es wird sich nicht leugnen lassen, daß man, um den kategorischen Imperativ des alten Königsberger Weisen in lebendiger Verkörperung zu sehen, sich auch heute noch am zweckmäßigsten unter dem preußischen Offizierkorps umsieht.

Trotzdem sinkt der Einfluß des Adels in Deutschland in merklicher Weise. Das Offizierkorps kann nicht mehr als eine adlige Institution gelten (das Offizierkorps der „vornehmen" Regimenter noch immer. Die Redaktion), und wenn es im übrigen der Hauptsache nach mit dem eben berührten, spezifisch adligen Geiste getränkt ist, so entbehrt es doch jeder Berührung mit den Kreisen der Nation, des Bürgertums, des Volkes. Ueberhaupt ist der Adel in tausend Gruppen und Grüppchen zerfallen und hat den Charakter einer einheitlichen Größe, wie etwa in England, bei uns völlig verloren. Es fehlt ihm an jeder Interessenvertretung (seine Interessenvertretung sind die konservative Partei und die preußische Regierung. Die Redaktion), ja, er scheint aufgehört zu haben, sich als ein Stand im eigentlichen Sinne zu fühlen. Allerdings bleibt ein natürliches, starkes Kohäsionsverhältnis zwischen seinen einzelnen Gliedern bestehen, aber dieses Vermögen findet nicht den mindesten Ausdruck in irgendwelchen planmäßigen und lebenskräftigen Institutionen, wie sie sich jeder andere Stand längst zu schaffen gewußt hat. So fließt mangelndes Standesbewußtsein (?) auf der einen, unzeitgemäßer und törichter Hochmut auf der anderen Seite zu einem seltsamen und widerspruchsvollen Ganzen zusammen. Die Mechanik der Vorgänge tut das ihrige, um den geringen Einfluß, den andere zielbewußte und aufstrebende Kräfte dem Adel gelassen haben, noch mehr auszuschalten. Wir kennen im politischen Sinne keine abgegrenzten Stände mehr, sondern nur noch einzelne, untereinander gleichberechtigte Staatsbürger, und auch in gesellschaftlicher Hinsicht ist die Epoche der ausschließlichen Privilegierung des Adels nahezu vorüber. Immer mehr sieht sich der Adel der Gefahr ausgesetzt, entweder vollständig im Bürgertum aufzugehen, was im realsten Sinne des Wortes seinen Untergang bedeuten würde, oder abseits im Schmollwinkel zu stehen, während sich die Nation neue Ziele steckt und ihnen mit zäher Energie nachstrebt. Bei den komplizierten und mannigfachen Formen, die unser modernes Leben angenommen hat, muß sich der Adel darüber klar werden, daß er aus seinen bisherigen Grenzen auf den Markt der Welt und in den Sturm des Geschehens heraustreten muß, daß es zur Behauptung seiner Existenz nicht mehr genügt, wenn er dem Staate eine Anzahl noch so pflichttreuer und tüchtiger Beamter und Offizier liefert, sondern daß er sich rühren, dehnen, strecken, anpassen und psychisch erweitern muß, wenn er den Platz an der Sonne behaupten will.

Gerade diese Erkenntnis stößt indessen in den Kreisen des Adels auf lebhaften Widerstand. Es hat dem deutschen Adel niemals an Charakter gemangelt: wohl aber an Kultur, an Lebhaftigkeit und Energie des Geistes. Er fehlt beinahe, wie Nietzsche richtig erkannt hat, in der Geschichte der höheren Kultur, und immer ist er dem aufsteigenden und vorwärtsstrebenden Geiste der Zeiten gegenüber im Hintertreffen gewesen. Grandseigneurhafte Erscheinungen im Stile des Fürsten Pückler sind exzeptionelle Phänomene, die übrigens, wie sie selbst trotz allen aristokratischen Empfindens ihre Standesgenossen nicht allzu hoch einschätzten, auch von diesen durchweg mit scheuem Mißtrauen betrachtet wurden. Kurz, der Geist ist dem deutschen Adel stets eine fremde und unheimliche Domäne gewesen, die zu betreten nicht ratsam erschien. Dieser seit Jahrhunderten bestehende Mangel macht sich gerade in der Gegenwart, der eine vielleicht etwas übertriebene Wertschätzung des Geistes eigentümlich ist, besonders deutlich bemerkbar. An den gesamten Fortschritten der Wissenschaft, der Technik, des geistigen Lebens auf allen Gebieten hat der Adel so gut wie gar keinen Anteil, und — was das schlimmste ist — er will einen solchen auch gar nicht haben; in dem verhängnisvollen Wahn, daß seine Stellung im Organismus des Staates noch so trefflich wie in früheren Jahrhunderten befestigt sei, lehnt er mehr oder minder jede Betätigung auf geistigem, technischem und kommerziellem Gebiet ab. Seine Lebensanschauungen und Gewohnheiten haben sich seit hundert Jahren nicht wesentlich geändert, und während überall ungezählte neue Existenzmöglichkeiten und neue Lebensformen entstehen, beharrt er in bewußter Abschließung gegen moderne Ideen in Gedankenkreisen und Vorstellungen, denen bei aller historischen Ehrwürdigkeit der lebendige, starke Impuls und der Zusammenhang mit dem geistigen Leben der Nation durchaus fehlt. Man mißverstehe mich nicht: ich verkenne nicht, daß dieser Konservatismus, dieser Zug zur pietätvollen Wahrung der ancestralen Werturteile und Begriffe tief im Wesen des Adels begründet liegt, und ich gebe zu, daß eben dieser konservative Geist ein vielleicht unentbehrliches Gegengewicht gegen die in der Gegenwart vorherrschenden demokratischen Ideale darstellt: aber ein hermetisches Sichabschließen gegen den Geist unserer Zeit und ein schmollendes Ignorieren der ganzen großen, nach außenhin durch die Fortschritte der Industrie und des Handels, der Technik und der Weltwirtschaft gekennzeichneten Epoche, in der wir leben, ein Beharren auf Sätzen und Dogmen, über die die lebendige Entwickelung längst hinweggeschritten ist — das alles erscheint mir mehr wie eine Verzerrung als wie ein adäquater Ausdruck des adlig-konservativen Gedankens, und ein Adel, der den Gehalt unserer modernen Entwickelung so wenig begreift, verurteilt sich damit selbst zur Stagnation, zur Unfruchtbarkeit, zum Tode.

Der Adel wird, um sich zu behaupten, Kompromisse schließen müssen. Er wird erkennen, daß die alten Tafeln zerbrochen sind, und wenn er klug ist, wird er sich beeilen, bei der Aufrichtung der neuen nach Möglichkeit mitzuwirken. Seine Losung wird lauten: Hinaus in die Welt, hinaus auf die Meere, in ferne Länder, um neue Werte zu schaffen und neue Lebensmöglichkeiten zu erschließen. Wenn in der Tat die Kühnheit, der Wagemut das beste Erbteil des Adels ist, welch eine Fülle von Aufgaben und Zielen bietet sich ihm gerade heute! Statt seine Kraft in kleinen und beengten Verhältnissen zu vertrauern und in unfruchtbarer Opposition gegen unabänderliche Entwickelungen zu erschöpfen, möge der Adel es lernen, sich die Luft der großen, freien Welt um die Stirn wehen zu lassen, mögen seine Angehörigen sich als Ingenieure, als Kaufleute, als Forscher, als Kolonisten betätigen, mögen sie begreifen, daß es neben den Idealen der früheren Generation neue Ziele und Wertmaßstäbe gibt, die ungestüm ergriffen und erobert sein wollen. Auf diese und nur auf diese Weise wird der Adel sich selbst zu erhalten und in dem gesamten Volksorganismus wenn nicht die erste, so doch eine bedeutende Rolle zu spielen imstande sein. Und wenn es eine Devise unter den schwierigen und komplizierten Verhältnissen, die ihn erwarten, für ihn gibt, so ist es sicher Nietzsches großes und tiefes Wort: „O, meine Brüder, nicht zurück soll euer Adel schauen, sondern hinaus!"

Dr. jur. Graf **Siegfried Bernstorff**.

Die Jesuitendebatte im bayerischen Reichsrat

Prinz Georg gegen den Grafen Törring.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

□ **München**, 31. Juli.

Aus der Antwort des Freiherrn v. Hertling auf die Angriffe des Grafen Törring ist noch folgendes hervorzuheben: Der Ministerpräsident führte aus: Wenn man der Ansicht sei, das das Gesetz vom 4. Juli 1872 ein **odioses Ausnahmegesetz** und ein Kampfgesetz sei, und wenn man bedenkt, daß der Reichstag verschiedene Male die Aufhebung des ganzen Gesetzes verlangt habe, dann sei die Frage für die Regierung naheliegend gewesen, ob sie nicht im Sinne des schon von der früheren Regierung vorbereiteten Erlasses vorgehen sollte; von einer Blamage der Regierung könne keine Rede sein. Sie habe nur ein Gesetz in der Ausführung mildern wollen, das weite Kreise ausdrücklich als ein ungerechtes Ausnahmegesetz bezeichnen. In dem Vorgehen der Regierung sei auch kein Angriff gegen den früheren Staatsminister zu erblicken, auch eine Störung des konfessionellen Friedens liege nicht vor. Nach dem Ministerpräsidenten erhob sich der als klerikaler Parteigänger bekannte **Prinz Georg**, um gegen den Schwager des Prinzen Rupprecht Stellung zu nehmen. Prinz Georg betonte natürlich, daß er den Standpunkt der Regierung in der vorliegenden Frage vollständig teile, und er begrüßte fast enthusiastisch die Rückkehr der Jesuiten. Dann fuhr er fort: „Graf Törring hat uns mitgeteilt, daß er sich bemüßigt gefühlt habe, die Reichsregierung um Schutz anzugehen. Ich halte ein derartiges Vorgehen, das meines Wissens in der Geschichte dieses Hauses keinen Präzedenzfall hat, für tief bedauerlich und geradezu bedrohlich. Ich denke über die Selbständigkeit Bayerns viel zu hoch, als daß ich es für nötig halten würde, die Reichsregierung in derartigen Angelegenheiten um Schutz gegen die eigene Regierung, die vom Prinzregenten eingesetzt worden ist, anzuflehen. Ich habe es für wünschenswert gehalten, daß den Ausführungen des Grafen Törring entgegengetreten wird."

Reichsrat Professor v. Schanz ist gleichfalls der Ansicht, daß vom Ministerium Hertling in der Frage des Jesuitenerlasses ein taktischer Fehler begangen wurde. Jedenfalls hätte man nicht in einer so überstürzten Weise handeln sollen. Auch die Erbschaftstheorie könne er nicht akzeptieren. Von einem neuen Ministerium erwarte niemand, daß es lediglich eine Fortsetzung des alten bilde. In der Frage der Feuerbestattung begreife er den Widerstand der Regierung nicht. Wenn man sich hinter die gegenwärtige Gesetzgebung verschanze, so müsse wenigstens ein Versuch zur Aenderung gemacht werden. Bei Ablehnung einer entsprechenden Vorlage trage die Regierung sodann keine Verantwortung mehr. Reichsrat Graf Crailsheim, der ehemalige Ministerpräsident, will der Regierung kein Mißtrauensvotum ausgesprochen haben. Den Jesuitenerlaß müsse er aber als einen unglücklichen Schritt der Regierung bezeichnen, von dem vorauszusehen war, daß er ihr unbequem werden würde. Das Ministerium sei entgegen der Erklärung des Ministerpräsidenten ein Parteiministerium. Reichsrat Fürst Löwenstein-Wertheim-Rosenberg (der der katholischen Linie angehört) verteidigte selbstverständlich auch die Jesuiten und meinte, man werde sich in Berlin wundern müssen, daß man in Bayern bereits so bescheiden geworden sei, zum eigenen Schutz den Schutz der Reichsregierung anzurufen. Der Münchener Erzbischof v. Bettinger meinte, es sei nicht wahr, daß die Mehrzahl des deutschen Klerus in der Frage des Jesuitenerlasses nicht auf seiten der Bischöfe stände. Seiner Ansicht nach würden sich in Deutschland kaum zehn (?) Seelsorgepriester finden, welche der Anschauung des Bischofs nicht (öffentlich?) beipflichten würden. Minister des Innern v. Soden wandte sich, nachdem er so kräftigen Rückhalt an dem Ministerpräsidenten und einigen Räten gefunden hatte, besonders scharf gegen den Grafen v. Törring. Er meinte, daß bei diesem das durchschlagende Moment nur das gewesen sei, daß er eine Beeinflussung der Regierung durch die Jesuiten befürchte.

Schließlich sprach noch Oberkonsistorialpräsident Dr. v. Bezzel, der die wissenschaftlichen Leistungen der Jesuiten anerkannte, aber wenn Kardinäle und sonstige angesehene Katholiken schwere Anklagen erhoben hätten, und wenn das Wort „Gegenreformation" erklinge, begreife man da nicht die Angst und Nöte der Protestanten, auch derer, die auf gemeinsamer Grundlage nach Gottes eingeborenem Sohn mit anderen Konfessionen suchen möchten? Ministerpräsident Freiherr v. Hertling suchte den Vorredner zu beruhigen.